



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Thomas, Robert: Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren :
Lebenserinnerungen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hingeben, auf denen „die Hoffnung unsers Geschlechts beruht,“ zu beschränken, und die Lehrer betrachten sie „als vom Staate zu ihrer Belustigung angestellte Schauspieler einer besondern Art, die nur das sagen dürften, was solche Zuhörer gern hörten.“ Kurz die Universität mit der ihr spezifisch eignenden, in ihrem Zwecke liegenden Freiheit sucht diese „Menschenklasse“ in „das härteste Diensthaus“ zu verwandeln, weil sie an die Stelle der durch den Zweck der Universität gesetzten Kulturarbeit die mit diesem Zweck nicht bloß nichts gemeinhabenden, sondern ihm diametral entgegengesetzten und feindlich widerstrebenden Sonderinteressen des bloßen Genusses setzen, liege dieser nun in dem unmittelbaren Sinnensitzel oder in der egoistischen Berechnung eines angenehmen und glücklichen aber unverdienten sozialen Fortkommens.

Hier also liegt nach Fichte die größte und einzige Gefahr für die akademische Freiheit. Und bei aller plumpen Bossenhastigkeit, wie er sagt, mit der die geschilderte Menschenklasse die Freiheit gefährdet, warnt er doch davor, diese Gefahr etwa bloß als eine „lustige Nartheit“ anzusehen, wie das außerhalb der Universitäten geschieht. Die Gefahr sei viel zu ernst und müsse auch ernst genommen, d. h. von jedermann, wer er auch sei, bekämpft werden. Denn ohne die akademische Freiheit, die wirklich diesen Namen verdient, die wirklich Freiheit und wirklich akademisch ist, zum Wesen der Universität gehört, müßte diese ihren Sinn und Wert verlieren. „Der eigentlich belebende Odem der Universität, erklärt Fichte, die himmlische Lust, in welcher alle Früchte derselben aufs fröhlichste sich entwickeln und gedeihen, ist ohne Zweifel die akademische Freiheit.“



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)



on Raftatt reisten wir über Heilbronn und Pforzheim, wo wir auch einige Tage zum Brunnenfeste standen, zur Herbstmesse nach Mannheim. Der Meßplatz, der in der Neckarvorstadt lag, war damals noch neu, und die angefahrenen Erdmassen füllten das große Loch, das früher dort gewesen war, noch nicht vollständig aus. Wir waren an einem Mittwoch angekommen und gerade mit dem Aufbauen beschäftigt, als ein reisender Photograph in Begleitung eines Schutzmanns zu uns kam und uns mitteilte, daß der Meßplatz durch viele Rowdys unsicher gemacht würde. Der Schutzmann wußte uns keinen bessern Rat zu geben, als zur Selbsthilfe zu greifen und uns im Notfalle an die weitentfernte Polizeiwache zu wenden. Am Sonntag Nachmittag gegen drei Uhr war der Platz, wo ringsherum Schau-buden und Waffelbäckereien, in der Mitte drei Karussells standen, mit Menschen dicht gefüllt, und das Geschäft ging vorzüglich. Gegen sieben Uhr Abends kam eine Anzahl Sackträger, von denen fünfzehn bis achtzehn Mann unser Karussell benutzten, aber als sie zahlen sollten, kein Geld herausrücken wollten. Wir versuchten es mit Güte und sagten ihnen, sie dürften noch einmal umsonst fahren, sollten dann aber weitergehen, was sie auch taten. Sie gingen darauf zu andern

Geschäften und fingen überall Streit an. Als wir am Abend nach zehn Uhr in die Wirtschaft „zur Kanone“ kamen, fanden wir die eine Seite der Gaststube ganz mit unsern Bekannten vom Nachmittag besetzt. Sie verhielten sich anfangs ruhig, als wir aber auf der andern Seite der Stube Platz nahmen, fingen die Sticheleien an, was uns nach einem vergeblichen Protest veranlaßte, das Lokal zu verlassen und uns zu unsern Geschäften zu begeben, wo wir schon Gegenstände bereitlegen hatten, die sich als Waffen gebrauchen ließen. Ich hatte mich mit einem Schraubenschlüssel versehen, während die Andern Wagenscheite und Lattenstücke zur Hand nahmen. Nach einer Weile erschienen auch die Sackträger auf dem Platze, gingen bei unserm Dampfkarrussell vorüber und begannen bei dem Weißerschen Karrussell das Zumachetuch mit Messern zu zerschlitzen. Plötzlich ertönte ein Pfiff, und auf dieses Signal fielen alle, Prinzipale und Angestellte, bis an die Zähne bewaffnet über die Sackträger her und prügelten sie so gewaltig, daß einige auf dem Platze liegen blieben. Als die Schlacht am heftigsten tobte, bligten Helmspitzen auf, und eine Anzahl Schutzleute erschien auf dem Platze. Wir hielten es für das Geratenste, in das Loch an der Seite des Platzes hinunterzurennen, wo wir in der Dunkelheit Deckung fanden, während die Hüter der öffentlichen Ordnung alles, was sie auf dem Platze antrafen, arretierten und zur Wache brachten. Am andern Tage, als ich gerade beim Putzen der Messingstangen war, erschien wieder der Photograph mit dem Schutzmann, und dieser erkundigte sich in höchst gemüthlicher Weise nach dem Verlauf des gefrigen Abenteuers. Wir gingen dann zusammen in die Kanone und feierten den Sieg mit einem Schoppen Wein, wobei uns der Schutzmann erzählte, daß einige der Sackträger in das Krankenhaus geschafft worden seien. Von da an verhielten sich die Mannheimer Sackträger ruhig, und auch in spätern Zeiten ist es nie wieder zu einer Störung der Messe gekommen.

Von Mannheim fuhren wir mit der Bahn nach Heidelberg. Die dortige Messe wurde auf dem Jubiläumplatz am Neckar abgehalten. Zu unsern Fahrgästen am Dampfkarrussell gehörte auch eine lustige Studentengesellschaft, die uns Angestellte auf den Abend zu einer Kneiperei einlud. Wir gingen auch hin und kamen dort in eine so gehobne Stimmung, daß wir in der Nacht auf dem Nachhausewege laut sangen. Als wir einen Schutzmann hinter uns bemerkten, liefen wir, was wir konnten, und verschwanden in unsern Wagen, bis auf einen, den der Schutzmann erwischt und mit nach der Wache genommen hatte, wo er bis zum andern Morgen festgehalten wurde, und wo man ihm 5 Mark Strafe abnahm.

Über Neustadt an der Hardt und Landau ging es nach Kaiserslautern zum Markt. Bscharrer, der früher eine kleine Menagerie gehabt hatte, zeigte hier in einem Stabuff das „Meerweib, halb Fisch, halb Mensch,“ und den lebenden, sprechenden Kopf. Das Meerweib war ein Mädchen, das auf einer tischartigen Bühne so lag, daß man nur den Oberkörper sehen konnte, während der Rücken in einen langen Fischschwanz auslief. Da der Tisch nicht kastenartig war, sondern nur aus einer Platte bestand, unter der man hindurch sehen konnte, so legte sich jeder Beschauer die Frage vor, wo der Unterkörper und die Beine der Dame seien, zu deren Aufnahme der Fischschwanz zu schmal war. Ich vermute, daß die ganze Illusion durch einen unter dem Tisch befestigten Spiegel hervorgerufen wurde.

Bei Bscharrer war ein jüdischer Rekommandeur namens Moses, der jeden Tag 8 bis 12 Mark verdiente. Aber Moses war ein leidenschaftlicher Hazardspieler und verlor, wenn er Abends mit seinem Prinzipal, dem Schaufelbesitzer Sening, und einigen Andern in der Wirtschaft saß und „sockte“ (spielte), regelmäßig seine ganze Tageseinnahme. An einem Abend hatte er besondres Unglück und verlor seine ganze Barschaft. Er zog sich auf eine Viertelstunde zurück und kehrte mit 6 Mark wieder, die er sich mit „Neppen“ verdient hatte. Zu diesem Zwecke führte er immer ein ganzes Paket wertloser Ketten und Ringe mit sich, die er einzeln unter dem Vorwande, sie seien von echtem Gold, und er sei augenblicklich in Geldverlegenheit, an den Mann zu bringen verstand. Nachdem auch diese 6 Mark

verspielt waren, und der vorgerückten Zeit wegen an ein weiteres Neppgeschäft nicht zu denken war, verpfändete er seinen Kettenvorrat für 3 Mark. Aber auch diese 3 Mark gingen den Weg alles Geldes, und so kam dann sein Überzieher daran, für den ihm der Wirt 6 Mark vorschob. Dem Überzieher folgte der Rock, für den er wieder 4 Mark erhielt, die ihm ebenso schnell wieder abgenommen wurden. Aber auch jetzt geriet er nicht in Verlegenheit, sondern wandelte die Gaststube in eine Bühne samt Zuschauerraum um und veranstaltete komische Vorträge in jüdischem Dialekt, die ihm wenigstens so viel einbrachten, daß er seinen Rock wieder einlösen konnte und noch einige Groschen Schlafgeld übrig behielt.

Über Birmasens fuhren wir nach Gießen, wo wir des schlechten Wetters wegen unsre diesjährige Tournee beendeten, und wo die Angestellten entlassen wurden, während der Prinzipal mit seiner Familie und dem Geschäfte nach Harburg reiste. Wir Angestellten fuhren über Kassel nach Hamburg. Ich machte bei dieser Gelegenheit einen Abstecher nach Spangenberg zu meiner Braut, deren Vater inzwischen gestorben war. In Hamburg war gerade der „Dom,“ der vom 4. Dezember bis zum 1. Januar dauerte. Dort hoffte ich Anstellung zu finden und traf in St. Pauli außer meinen Kollegen auch den Juden wieder, der in Innsbruck mit von Peter Böhmers Panorama weggegangen war. Der Jude verschaffte mir eine Anstellung bei „Ben Ali Bey, das schwarze Kabinett“ in Kletts Gesellschaftsgarten. Das schwarze Kabinett war eine Illusion der orientalischen Zauberei. Die ganze Bühne war mit schwarzem Samt ausgeschlagen, und der Zauberer, der darauf arbeitete, trug ein phantastisches weißes Kostüm, das sich gegen den Hintergrund wirkungsvoll abhob. Mit einem Zauberstab schien er alle Gegenstände, die er zu seinen Kunststücken gebrauchte, aus der Luft zu holen, und es war in der Tat überraschend, wie er zum Beispiel zwei Marmortischchen mit goldnen Füßen, ein paar Pokale in der Form von Straußeneiern und andre Dinge plötzlich in den Händen hielt, ohne daß man gesehen hätte, woher sie gekommen waren. Er stellte die beiden Tischchen rechts und links von sich auf, setzte auf jeden einen Pokal und ließ sich aus dem Publikum eine Uhr und eine Zigarrenspitze reichen, von denen er die Uhr in den rechten, die Zigarrenspitze in den linken Pokal legte. Hierauf richtete er einige Worte an das Publikum und erklärte, daß die Uhr jetzt in dem linken und die Zigarrenspitze in dem rechten Pokal sei, und so war es auch. Sodann zeichnete er mit Kreide auf eine schwarze Tafel, die auch dem Publikum gezeigt wurde, ein Gerippe und meinte, als die Zeichnung fertig war, die zeichnerische Leistung sei für einen Dilettanten nicht übel, aber es komme nun darauf an, dem Gerippe auch Leben einzuflößen. Er blies nun die Zeichnung an, und zum Erstaunen der Zuschauer begann das Gerippe mit Armen und Beinen zu zappeln. Sein Haupttrick war folgender: Er nahm einen Reisekorb aus der Luft, öffnete ihn, rief sein Kind, ein kleines himmelblau gekleidetes Mädchen, und setzte es in den Korb, der dann geschlossen und mit Stricken sorgfältig verschnürt wurde. Dann zog er einen Degen und stach damit von allen Seiten und von oben tief in den Korb hinein, wobei man das Gejammer des Kindes hörte. Als er den Korb öffnete, war er leer. Dann schloß er den Korb wieder, verschnürte ihn noch einmal und öffnete ihn zum zweitenmal, worauf er fragte: Mein Kind, wo bist du? Aus dem Innern des Korbes hörte man die Stimme: Hier, Papa! und in der Tat war das Kind, als der Korb geöffnet wurde, nun wirklich darin. Dieses und noch viele ähnliche Kunststücke wirkten auf das Publikum geradezu verblüffend, aber die Erklärung dieser Wunder war merkwürdig einfach. Der Zauberer hatte als Gehilfin seine Frau neben sich, die vom Kopf bis zu den Füßen in schwarzen Samt gekleidet war, und die man wegen des schwarzen Hintergrundes, des schwarzen Fußbodens und der schwarzen Decke nicht sehen konnte. Sie reichte ihm die Gegenstände zu, die mit schwarzen Samtdecken verhüllt auf der Bühne gestanden hatten, befestigte, ohne daß das Publikum eine Ahnung davon hatte, auf der Tafel einen Hampelmann aus schwarzer Pappe, auf den ihr Mann das Gerippe zeichnete, und den sie

dann mit einem schwarzen Faden in Bewegung setzte, und war in ähnlicher Weise behilflich, das Kind aus dem Korbe zu entfernen und wieder hineinzulegen.

So hübsch die Zauberkünste meines Prinzipals auch waren, so schlecht war der Besuch der Vorstellungen wegen der großen Konkurrenz. Meine Obliegenheit war das Auf- und Zuziehen des Vorhangs sowie das Zettelaustragen. Der Lohn war aber so gering, daß ich meine Ersparnisse zusetzen mußte, um leben zu können. Als Ben Ali Bey nach dem Ende des „Doms“ nach Kiel reiste, trennte ich mich von ihm und fuhr über Harburg, wo ich Kitzmann besuchte, nach Spangenberg zu meiner Braut. Diese holte mich vom Bahnhof ab und sagte mir, ich hätte lieber vierzehn Tage früher kommen sollen, da sie da gerade ein Schwein geschlachtet hätten. Ich suchte mich nun nach Kräften in der Wirtschaft nützlich zu machen, zerkleinerte Holz, reinigte den Ziegenstall, holte den Speck und die Würste aus der Räucherfammer, wobei mitunter auch gekostet wurde, fühlte mich in dem kleinen Städtchen jedoch so einsam, daß ich mich bemühte, wieder in die große Welt hinauszukommen. Als die Mutter meiner Braut mir den Vorschlag machte, ich sollte in Spangenberg eine Bäckerei anfangen, machte ich kurzen Prozeß und schrieb nach Harburg, um mich bei Kitzmann zu erkundigen, ob es bei ihm nichts zu tun gebe. Er lud mich denn auch ein, zu ihm zu kommen, und schickte mir sogar das Reisegehd.

Das Kitzmannsche Dampfarussell wurde gerade zur Reparatur nach Altona in die Fabrik von Hofermann und Jürgens geschafft, wo es mit einem größern Dampfkessel und elektrischer Beleuchtung versehen wurde. Wir beteiligten uns bei der Arbeit und fuhren längere Zeit zwischen Harburg und Altona hin und her. Als ich mich in Harburg bei der Polizei anmelden wollte, wurde ich nach meinen Militärpapieren gefragt, die nun freilich in schönster Unordnung waren. Man schickte mich einstweilen nach Hause, und ich erhielt vierzehn Tage darauf eine Vorladung zum Bezirksfeldwebel, der mir wegen meines Versäumnisses Vorwürfe machte, einen ganzen Stoß Akten, darunter verschiedene Steckbriefe vorwies und mir sagte, ich solle nur gehn, das weitere werde sich finden. Nach etwa drei Wochen erhielt ich einen Strafbefehl, demzufolge ich 20 Mark bezahlen oder im Unvermögensfalle drei Tage Haft absitzen sollte. Ich hatte das letzte vorgezogen und meldete mich bei dem Polizeieinspektor, wurde aber nicht angenommen, da man mich zwingen wollte, die 20 Mark zu bezahlen. Inzwischen war der Umbau des Arussells beendet, und wir hatten zu Ostern in Blankenburgs Vergnügungslokal in Wilksdorf aufgebaut. Als wir dort abgebrochen hatten und nach Marburg an der Lahn fahren wollten, meldete ich mich beim Bezirksfeldwebel ab. Als wir in Marburg angekommen waren, meldete ich mich sofort bei dem dortigen Feldwebel und erbat die Abmeldung auf Reisen, die ich auch erhielt. Da mein Prinzipal erkrankt war und mit seiner Frau in Harburg bleiben mußte, trat sein Sohn an seine Stelle. Bei der neuen Arbeitsinteilung fiel mir das Kassieren bei zwei Schiffen sowie die Überwachung der Lichtmaschine zu. Zu unsern dortigen Fahrgästen gehörte ein alter Student, der es für seine wichtigste Lebensaufgabe hielt, das sauer verdiente Geld seines Vaters möglichst rasch an den Mann zu bringen. Er zahlte nur mit großer Münze, gab reichliche Trinkgelder und warf, was er an Pfennigen und Nickelftücken herausbekam, beim Herumfahren unter das Publikum. Sein Stammlokal war die Wirtschaft „zum Jägerheim,“ wo er alles Trinkbare wahllos durcheinander trank.

Zur Frühjahrsmesse kamen wir nach Frankfurt am Main, wo ich mich mit meinem Freunde Anton Brunner entzweite, dann nach Kaiserslautern, wo Brunner auch mit einem andern Kollegen Streit begann, darauf nach Mannheim zur Frühjahrsmesse, wo uns Brunner verließ. Der Geschäftsführer, mit dem er auf gutem Fuße stand, hatte ihm eine Stelle bei Prinzlaus mechanischer Uhrenaussstellung verschafft. Von Mannheim ging es per Achse nach Heidelberg. Unterwegs lief sich ein Rad des Maschinenwagens heiß, wobei sich die gußeiserne Büchse lockerte und mit Stroh und Kuhmist wieder festgemacht werden mußte.

Von Heidelberg fuhren wir nach Bingen, wo wir unmittelbar am Rhein aufbauten. Als wir damit beschäftigt waren, den Unterbau des Karuffells fertig zu stellen, war die Arbeitszeit in einer benachbarten Maschinenfabrik beendet, und die vorüberkommenden Schlosser blieben bei uns stehen, sahen uns bei der Arbeit zu, und einer fragte mich: „Kagenkopp?“ (Schlosser). Ich erwiderte: „Kenu!“ (Ja). Darauf gingen vier von den Leuten fort und kamen jeder mit einem Schoppen Wein zurück, den sie uns Angestellten kredenzten. Sie fragten dabei, wann wir Feierabend machten, und luden uns zum Wein in eine benachbarte Wirtschaft ein. Nach dem Abendessen gingen wir auch hin und wurden als tüchtige Schlosser gebührend gefeiert. Die Wirtschaft gehörte einer Witwe, und die Bedienung machte deren neunzehnjährige Tochter Rätchen, die auf alle Gäste dieselbe Anziehungskraft ausübte. Ich zog es deshalb am andern Tage auch vor, anstatt wie gewöhnlich im Wagen in der Wirtschaft zu frühstücken und fragte, als ich fertig war, was ich schuldig sei. Rätchen antwortete: Das Wiederkommen. Eine solche Art des Wirtschaftsbetriebs hatte ich bis dahin noch nicht kennen gelernt und versäumte nun keine Gelegenheit, von der Gastfreundschaft der hübschen Wirtstochter Gebrauch zu machen. Am ersten Pfingstfeiertag durfte unser Geschäft nicht betrieben werden, und wir benutzten den freien Vormittag zu einem Ausflug auf den Niederwald, wo wir unter der Führung eines lebenswürdigen Bingers die Sehenswürdigkeiten, vor allem das Nationaldenkmal und die Zauberhöhle besichtigten. Nachdem wir acht Tage in Bingen gewesen waren, wo wir namentlich am zweiten und am dritten Pfingstfeiertag ein gutes Geschäft gemacht hatten, brachen wir ab und ließen uns bei dieser Gelegenheit von einem benachbarten Schnellphotographen mit dem von uns allen angebeteten Rätchen photographieren. Als wir den Wohnwagen mit Hilfe der Winde ein Stück seitwärts schoben, fiel der Spiegel von der Wand und zerbrach. Uns allen kam bei diesem Unfall eine bange Ahnung, denn das Zerbrechen des Spiegels gilt bei den fahrenden Leuten als eine schlimme Vorbedeutung. Wir sprachen uns darüber aus und äußerten unsre Vermutungen darüber, was wohl geschehen sein möchte. Wir sollten nicht lange darüber im unklaren bleiben, denn in demselben Augenblick, wo wir den Wohnwagen verließen, kam ein Telegraphenbote, der uns die Todesnachricht von unserm Prinzipal brachte, der an demselben Tage in Harburg seinem Leiden erlegen war. Wir hatten den alten Mann alle aufrichtig gern gehabt, und so erfüllte uns die Nachricht mit tiefer Trauer.

Den Abend blieben wir noch in Bingen, erhielten am andern Morgen Reise-geld nach Karlsruhe und verabschiedeten uns in aller Eile von Rätchen, die jedem von uns einen mit Wein gefüllten Ritzmannshäuser Mineralwasserkrug sowie eine Kiste Zigarren mitgab.

In Karlsruhe kamen wir Abends spät bei schrecklichem Regenwetter an, mußten aber, da es schon Freitag war, noch an demselben Abend ausladen und bei strömendem Regen auf den Platz fahren. Wir wurden naß bis auf die Knochen, konnten aber, als wir um ein Uhr in der Nacht Feierabend machten, zu unserm Glück über den ganzen Wohnwagen verfügen, da Ritzmanns Sohn mit seiner Frau nach Harburg gereist war. Wir machten im vordern Raum des Wagens ein gehöriges Feuer und trockneten unsre Kleider daran. Ich durchsuchte den Küchenschrank, fand eine Büchse mit Kaffee und braute einen heißen Trank, der aus Kaffee und Rum bestand, und mit dem wir uns wieder erwärmten. Dann gingen wir schlafen und setzten am andern Morgen wiederum bei strömendem Regen das Aufbauen fort, womit wir um zwölf Uhr in der Nacht fertig wurden. Das Geschäft war am Sonntag sehr gut, aber das Karuffell erlitt einen Schaden, der nur mit Mühe repariert werden konnte, weil des katholischen Feiertags wegen kein Schlosser zu haben war. Schließlich fanden wir einen jungen Meister, der den Lagerbock mit einer Metallkomposition ausgoß und so den Schaden provisorisch reparierte.

Nachdem der junge Ritzmann wieder zurückgekommen war, reisten wir nach Frankfurt zum Bundeschießen. Auf dem Festplatze an der Eschenheimer Landstraße

waren außer uns die Kleeberg'sche Menagerie, das Doppelfarussell von Biel, das Dampffarussell von Albert Ritzmann, Taggesellschaft mit seiner Rutschbahn, Auguston mit seinem Zaubertheater, Philipp Leitch und Johann Schichtl mit dem Martonettentheater. Schichtl bewährte sich hier wieder in seiner Kunst, das Publikum anzulocken und trotz aller Konkurrenz den Vogel abzuschießen. Da das Publikum wenig Neigung zeigte, die Buden zu besuchen, sondern sich nur gaffend auf dem Platze umhertrieb, mischte sich Schichtl sehr auffällig als Engländer gekleidet unter das Publikum, bewunderte seine eigne Bude, stieg die Treppe hinan, faßte den Refommandeur am Kragen und wirbelte ihn im Kreise um sich herum, wodurch die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Schichtl'sche Geschäft gelenkt wurde. Als er dann in der Bude verschwand, drängten sich die Umherstehenden ihm nach, in der sichern Erwartung, daß der Engländer darin weitem Unfug treiben werde.

Natürlich war noch eine Anzahl kleinerer Geschäfte, wie Schießbuden, Photographiebuden und Piktusse anwesend. Das Geschäft dauerte von drei Uhr Nachmittags bis ein Uhr Nachts und war ganz ausgezeichnet.

Von Frankfurt fuhren wir aufs Geratewohl nach Erbach im Odenwald zum Wiesenmarkt. Mit uns zusammen traf dort ein andres Dampffarussell ein, dessen Besitzer, mit Namen Viehl, uns erklärte, er komme schon viele Jahre nach Erbach, und er würde uns, wenn wir ihm keine Konkurrenz machen wollten, fünfzig Mark Entschädigung zahlen. Damit waren wir einverstanden und ließen unser Geschäft deshalb vier Tage auf der Lore stehn. Wir Angestellten hatten nun freie Zeit, und da wir in Frankfurt große Reichtümer gesammelt hatten, hielt ich es für angebracht, meinen Kollegen in einer Schankbude auf dem Platze ein Fäßchen Bier zum besten zu geben, das wir am Abend zusammen austranken, und wobei die Schichtl'sche Kapelle konzertierte. Als die Gemütlichkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, brach plötzlich ein furchtbares Unwetter los, und ich bemerkte bei einem besonders starken Donnereschlag, daß ich allein in der Bude war, und daß meine Festgenossen schon das Weite gesucht hatten. Ich machte mich deshalb auch auf und suchte mir in der pechschwarzen Nacht meinen Weg nach dem Schützenhause, wobei ich mich mit Hilfe der Blitze orientierte. Im Schützenhaus fand ich sämtliche Kollegen wieder, und wir blieben noch bis gegen drei Uhr am Morgen in sehr gehobner Stimmung beisammen.

Von Erbach gings zum Schützenfest nach Gera. Dort erhielt unser Geschäftsführer einen Brief von der Menagerie Böhme, die damals in Pirmasens war, worin mitgeteilt wurde, daß der Tierbändiger Schlöpfer von seinen vier Löwen zerrissen worden sei. Er hatte ein Pferd geschlachtet und hatte versäumt, die dabei getragne Kleidung mit einer andern zu vertauschen, war in eine Meinungsverschiedenheit mit seiner Schwiegermutter geraten, und um den Streit zu beenden, ins Wirtshaus gegangen, wohin ihm die Schwiegermutter gefolgt war. Da sie ihm auch hier keine Ruhe lassen wollte, hatte er sich wieder in die Menagerie begeben und mit den Worten: Hier werde ich wohl Ruhe haben! den Löwenkäfig betreten, wo er sich nach seiner Gewohnheit mitten unter seinen vier Zöglingen zum Schlafen niedergelegt hatte. Die Löwen hatten anfangs keine Notiz von ihm genommen, dann war aber das jüngste der Tiere durch den Blutgeruch der Kleidung munter gemacht worden, hatte Schlöpfer zuerst beschnuppert und dann angebissen, worauf dieser nach der Futtergabel schrie, mit der er sich zu verteidigen gedachte. In demselben Augenblicke stürzten sich die drei andern Löwen ebenfalls über ihn her, und ehe Hilfe gebracht werden konnte, war er so zerfleischt, daß er am folgenden Tage starb. Seine Angehörigen brachten die Leiche nach St. Johann, wo sie in der Familiengruft beigelegt wurde.

In Gera herrschte der merkwürdige Brauch, daß die Schützen jeden der Prinzipale arretierten und unter Musikbegleitung auf die Wache brachten, wo er einen Geldebetrag in der Höhe von zehn bis zwanzig Mark zum besten der Schützengesellschaft zahlen mußte. Mutter Ritzmann erlitt dasselbe Schicksal und

schritt puterrot vor Verlegenheit zwischen den beiden Schützen, die sie abführten, zur Wache.

Dem Geraer Schützenfeste folgte das Weimarer. Dort war der Festplatz auf der Schießhauswiese auf dem rechten Flufer. An dem Tage, bevor wir ankamen, war der Zirkus Hagenbeck, der dort gestanden hatte, wieder abgereist und hatte das Unglück gehabt, daß einer seiner beiden Packwagen, als er in der Nacht um zwölf Uhr zur Bahn fuhr, verunglückt war. Die Bremse hatte versagt, und die Fuhrleute hatten den Packwagen an einen mit zwei Bremsen versehenen andern Wagen angekettet. Aber die Kette war gerissen, der Fuhrmann gestürzt, und die mit dem Wagen den Berg hinabstürmenden Pferde hatten das Geländer der Flußbrücke durchgebrochen und waren in den Fluß hinabgestürzt, wo sie tot liegen blieben.

Eine merkwürdige Erscheinung des Festplatzes war der „Einsiedler vom Thüringer Walde,“ ein Publikspieler im Eremitenkostüm, der sich mit dressierten Katzen, Mäusen, Tauben und einem zahmen Iltis produzierte. Er nahm gewöhnlich den Iltis auf den Arm und wanderte damit auf dem Plage umher, bis eine genügend große Menschenmenge um ihn versammelt war, die ihm dann zu seinem Stände folgte und der Vorstellung beiwohnte. Später vergrößerte er sein Geschäft, indem er sich zwei Käfige mit Affen anschaffte.

Über Apolda, Fulda und Ludwigshafen reisten wir nach Mannheim zur Messe, wo unter andern auch Johann Schichtl mit seinem Marionettentheater stand. Dieser leitete seine Vorstellungen mit einem sogenannten „Kaufaukt“ ein, d. h. einer komischen Szene, wobei die beiden Darsteller auf einer Bühne erscheinen, die durch eine so hohe Schranke nach dem Publikum zu abgesperrt ist, daß man nur die Oberkörper sieht. An dem Rumpfe der Darsteller sind kleine Gliedmaßen angebracht, die ähnlich wie auf dem Pasperletheater bewegt werden. Eine stehende Figur bei dem Schichtlschen „Kaufaukt“ war ein französischer Veteran in Uniform, der gebrochen Deutsch sprach und in seinem Kauderwelsch mit dem Direktor verhandelte. Dieser gab ihm scherzhafte Rätsel auf und erzählte ihm von seinem Rundgang über die Messe, wobei er seine Erlebnisse in den einzelnen Geschäften in humoristischer Weise schilderte. Das wirkte hier in Mannheim um so stärker, als des schlechten Wetters wegen die übrigen Schaubudenbesitzer geschlossen hatten und sich ziemlich vollzählig bei Schichtls Vorstellungen einfanden.

Von Mannheim zogen wir weiter über Heidelberg, Pforzheim, Lindau, Pirmasens nach St. Ingbert in der Rheinpfalz, wo Markt war, und wir trotz unserm schlechten Platz ein gutes Geschäft machten. Hier wollten wir die diesjährige Tournee beschließen und suchten nach einem Raume, wo wir unser Geschäft einstellen konnten. Schließlich fanden wir außerhalb des Orts eine Mühle, deren Besitzer uns eine Remise zur Verfügung stellte. Wir wurden der Verabredung gemäß entlassen, unsre Herrschaft begab sich wieder nach Harburg, und ich reiste über Bingen, wo ich eine Kiste Wein kaufte und nicht verfehlte, Rätchen einen Besuch abzustatten, nach Reichenbach im Vogtlande, wo ich mich bei einem dort verheirateten Bruder angemeldet und nach Arbeit erkundigt hatte. Von Reichenbach aus machte ich zunächst meinen Eltern in Lengensfeld einen Besuch, blieb dort einige Tage und bekam dann in Reichenbach Arbeit in der Färberei, wo mein Bruder beschäftigt war. Ich mußte den ganzen Tag in dem feuchten Raume der Spülerei stehn und erhielt einen Wochenlohn von vierzehn Mark. An einem Donnerstag Abend gegen sechs Uhr kam einer der Arbeiter zu mir und sagte, draußen stehe ein Schutzmann, der mich zu sprechen wünsche. Ich händigte der Vorsicht wegen das Portemonnaie und das Taschenmesser meinem Bruder ein und behielt nur die Primdose bei mir. Der Schutzmann fragte mich nach meinem Namen und forderte mich auf, ihn zum Bürgermeister zu begleiten. Dieser teilte mir mit, es sei aus Harburg ein Schreiben eingetroffen, worin angezeigt würde, daß ich in Militärangelegenheiten noch eine Strafe von zwanzig Mark zu zahlen hätte. Auf meine Erwiderung, ich hätte aber kein Geld, fragte mich der Bürgermeister, ob ich vorzöge, die drei Tage ab-

zufügen, womit ich mich einverstanden erklärte. Die Harburger Polizei schien zu der Einsicht gekommen zu sein, daß von mir kein Geld zu erlangen sei, und hatte sich deshalb wohl dazu entschlossen, auf die zwanzig Mark zu verzichten und mich meine Strafe abfügen zu lassen. Wie sehr ihr die ganze Angelegenheit am Herzen gelegen hatte, konnte ich daraus merken, daß während der Zeit, wo Mutter Ritzmann zur Pflege ihres Mannes in Harburg gewesen war, aller acht Tage ein Polizist bei ihr vorgesprochen hatte, der sich danach erkundigte, wo sich das Geschäft jetzt aufhielte. Ich wurde nun in das „Rittchen“ geführt, wo drei Kunden saßen, die sehr erpicht auf meinen Kautabak waren, und deren jedem ich ein Stückchen abgab. Am letzten Tage meiner Haft, einem Sonntage, plakte im Gefängnis das Wasserleitungsrohr, wodurch eine Überschwemmung entstand. Ich half den Schaden reparieren und wurde um sechs Uhr entlassen. Da mir der Lohn in der Fabrik gar zu gering war, suchte ich meinen Verdienst durch Überstunden bis spät in die Nacht zu erhöhen und entschloß mich eines Tages, im Kontor um Zulage zu bitten. Man fragte mich dort, ob ich verheiratet wäre, und wieviel Kinder ich hätte, worauf ich frischweg erwiderte, ich hätte eine Frau und zwei Kinder zu ernähren. Das wirkte, und seitdem bekam ich für die Stunde zwei Pfennige mehr. In Reichenbach blieb ich bis zum Frühjahr und besuchte dann noch einmal meine Eltern in Vengensfeld. Inzwischen hatte ich von Mutter Ritzmann Reisegeld erhalten und begab mich nach St. Ingbert. Auf der Reise machte ich in Saarbrücken einen kurzen Aufenthalt und bemerkte dabei, daß viele der dortigen Einwohner eine umflorte Kornblume im Knopsloch trugen. Es war nämlich gerade der Tag, wo der alte Kaiser bestattet wurde.

In St. Ingbert erhielten wir einen neuen Geschäftsführer namens Haselwanger. Sein Vorgänger bei uns heiratete die Witwe des Menageriebesizers Böhme, der einige Zeit vorher wahnsinnig gestorben war. Auch Anton Brunner, von dem ich seinerzeit in Feindschaft geschieden war, fand sich wieder ein, und wir verkehrten miteinander, als sei nie etwas zwischen uns vorgefallen. Dann reisten wir über Zweibrücken, Germersheim, Kaiserslautern, Worms, Mannheim und Heidelberg nach Pforzheim. Dort gab gerade, als wir beim Aufbauen waren, der Zirkus Hagenbeck seine letzte Vorstellung, während der er schon mit dem Einladen begann. Die neun Elefanten, worunter ein Zwergelefant war, wurden gleich, nachdem sie ihre Nummer beendet hatten, aus der Manege auf die Bahn geführt. Wir beobachteten noch eine Weile das Abbrechen des Zirkus, das mit erstaunlicher Schnelligkeit vor sich ging, und wobei alles bis in die kleinsten Kleinigkeiten vorbereitet war. Die Fuhrleute standen schon bereit und schafften die Wagen nach der Rampe, wo sie auf die von Hagenbeck für die Saison gemieteten Waggons verladen wurden. Wir erhielten zum Verladen unsers Geschäfts zwei ganz neue Loren mit Querbohlen, worüber wir uns sehr freuten, da diese Wagen uns eine Garantie für die glückliche Beförderung unsrer schweren Maschine waren. Wir blieben noch den Abend in Pforzheim und fuhren am andern Tage weiter nach Heilbronn. Als wir in Mühlacker zufällig zum Fenster hinaussahen, bemerkten wir an der Rampe unsrer Maschine, die merkwürdigerweise auf einer andern Lore stand. Die Angestellten der Eisenbahn waren dabei beschäftigt, und wir ahnten gleich, daß hier ein Unfall eingetreten sein müsse. So verhielt es sich denn auch: bei der neuen Lore hatten sich die Lager heiß gelaufen, und man war deshalb gezwungen gewesen, die Maschine auf eine andre umzuladen. Zum Unglück hatte man einen ganz alten Wagen genommen, dessen Boden mit Längsbohlen versehen und überdies schon morsch war, und so war die Maschine mit allen vier Rädern durchgebrochen. Wir sahen uns den Schaden an und erklärten der Bahnverwaltung, wir müßten sie dafür verantwortlich machen, wenn die Maschine nicht rechtzeitig in Heilbronn eintreffe. Am Nachmittag, als wir in Heilbronn beschäftigt waren, den Wohnwagen auszuladen, kam ein Personenzug an, der die Maschine mitbrachte.

Wir besuchten noch eine größere Anzahl Städte und beendeten in Alzey unsre Tournee, verließen das Geschäft nach Harburg und wurden in der üblichen Weise

entlassen. Ich fuhr mit meinem Freunde Brunner nach Weimar, wo ich im Dezember meine Braut heiratete, und zog von dort auf gut Glück nach Apolda. Trotz allen meinen Bemühungen fand ich hier erst im Februar Arbeit, und zwar als Hausmann und Hilfsarbeiter im Laboratorium der Löwenapotheke. Dort bestand meine Tätigkeit hauptsächlich im Gläserspülen, Kräuterstoßen, Mandelölpresen und in der Anfertigung von Brustbonbons. Außerdem mußte ich gangbare Medikamente, wie Choleratropfen, Kinderhustensaft und ähnliche Mixturen, in die zum Handverkauf bestimmten Fläschchen füllen. Ich erhielt die Woche anfangs zehn Mark, später zwölf Mark Lohn, wobei ich natürlich keine Reichtümer gesammelt habe.

(Fortsetzung folgt)



Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boeck

(Fortsetzung)



Als Helene von der Diele in das Wohnzimmer trat, nachdem sie zuvor mehrmals angeklopft hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, blieb sie einen Augenblick erstaunt stehn.

Das Zimmer war nämlich trotz dem hellen Frühlingsabend ziemlich dunkel, sodaß sie nur eben die Hauptzüge seiner Physiognomie erkennen konnte. Vor den großen Fenstern waren Rouleaus herabgelassen, auf denen Bilder des Bernstorfer und des Fredensborger Schlosses angebracht waren — in Ermänglung gräflicher Schlösser mußte man sich mit den königlichen begnügen. Der verhüllte Kronleuchter hing wie eine schwebende Ball-dame unter der Decke. Alle Möbel waren zugedeckt. Auf dem Teppich gingen Läufer in zwei Richtungen auseinander; Helene folgte dem zur Rechten.

Wieder klopfte sie; immer noch keine Antwort.

Dann trat sie in das Schlafzimmer, wo sie ebenfalls niemand antraf.

Hatte sie Frau Lönsberg mißverstanden, war es noch zu früh?

Da hörte sie Stimmen im nächsten Zimmer. Nach einem bescheidenen Poehen und einem energischen Entree! trat sie in das Boudoir, wo sie die Familie versammelt fand.

Frau Lönsberg kam ihr jetzt recht freundlich entgegen: Darf ich Sie in unserm Hause willkommen heißen, Fräulein Körby? Ich hoffe, Sie werden sich hier wohl fühlen und der Stellung gewachsen sein, die Sie übernommen haben. Dann erfolgte ein feuchter, matter Händedruck.

Helene hatte das Gefühl, als habe sie den Schwanz einer Ratte in der Hand gehalten.

Jetzt trat auch der Apotheker vor.

Darf auch ich — — die Ehre haben — — Sie — —

Als er stotternd Helenens Hand reichlich lange in der seinen hielt, sagte Frau Lönsberg, ihn unterbrechend:

Und hier sehen Sie Ihre Schülerinnen: Desideria, meine älteste Tochter, ein gut begabtes Mädchen von vierzehn Jahren, deren ungewöhnliche Fähigkeiten Sie, wie ich hoffe, gut entwickeln werden.

Desideria sah ihre künftige Erzieherin ein wenig trotzig von der Seite an und reichte ihr widerstrebend die schlaffe Hand.

Frau Lönsberg fuhr fort:

Anna, meine jüngste Tochter, enfant tout à tout, eben elf Jahre geworden, es sollte mich freuen, wenn Sie bei der ein wenig mehr entdecken könnten, als es ihrer bisherigen Lehrerin, Fräulein Ipsen, der Erzieherin von Kaufmann